

# In freier Stunde



(11. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

„... na, und was sonst noch? Ist doch weiter nichts dabei und kann dir doch auch gleichgültig sein. Er weiß deine tieferen Gründe so wenig wie ich.“

„Ich will das nicht! Ich mag nicht, daß er denkt, ich sei eine Lügnerin.“

„Ach so!“

Monika pfeift leise vor sich hin, nachdem sie blitzschnell einen Blick auf die Freundin geworfen hat.

„Außerdem fürchte ich, er will sich hier so etwas wie eine Versuchsstation anlegen. Ich sah da vorhin beim Vorübergehen Zeichnungen... ach, und die kenn' ich so gut. Damit fängt immer alle Aufregung an. Die endlosen Beratungen hinter verschlossenen Türen, die heimlichen Konstruktionen, die ersten Probefahrten bei Nacht und Nebel, dann Schnellboot- oder Autorennen... vielleicht muß er in acht Tagen hier fort, sitzt mit all seinen Hoffnungen in Berlin auf seinem möblierten Zimmer und denkt voller Wut und voller Verachtung an mich, die ihm seine heimliche Insel ausspionierte. O Gott, das ist mir alles so gräßlich!“

Annemarie schweigt. Unablässig geht ihr das im Kopf herum, seitdem sie heute morgen von der Schwimmsfahrt zurückgekehrt sind. Sie kann sich schelten, es hilft nichts. Dabei sind ihr solche Bedenken ganz fremd geblieben bisher. Bisher kannte sie nur einen Gebieter: das Werk und seine Interessen. Nie wäre es ihr im Traum eingefallen, sich wegen einer solchen kleinen Intrige Kopfschmerzen zu machen. Mein Gott, das ging eben nicht anders und wurde hundertmal gemacht, wenn es die Sache erforderte. Aber diesmal...

„Annemie...!“

Sie fährt zusammen.

„Ja, Monika...“

„Hast du ihn sehr lieb?“

Annemarie richtet sich auf. Sie sieht die Freundin an, um zu erkennen, ob das Spott ist. Aber Monika ist ernsthaft, ganz ernsthaft.

„Wie kommst du darauf, Monika?“

„Ich hab' so meine Gründe, Schäfchen. Um Leute, die einem gleichgültig sind, pflegt man sich nicht solche Kopfschmerzen zu machen. Was kannst du schließlich dafür? Du hast deinen Auftrag, du sollst ihn geheimhalten — also was gibt's da für dich zu überlegen? Du hast ihn mir nicht gesagt, ist ja auch ganz gleichgültig, warum du gerade hierher mußt, Hauptsache, daß du

mich mitgenommen hast — also braucht es auch kein Fremder zu ahnen, woher du kommst und was du im Schilde führst. Kriegslist.“

„Es ist Lüge. Und Lüge bleibt Lüge.“

„Dann geh' hin ins Blockhaus. Sag' ihm, wer du bist, wer dich geschickt hat, und er wird zu Eis erstarren in Höflichkeit und Mißtrauen. Wir packen unsere Habe und sind morgen früh in Berlin.“

„Um Gottes willen... das kann ich nicht.“

„Also dann sei hübsch stille. Sieh zu, daß er dir einen Heiratsantrag macht und freu dich, wenn er es tut. Wer eine Schneiderin heiratet, tut's nicht aus Berechnung, sondern aus Liebe.“

„Du bist verrückt, Monika! Total verrückt! Entschuldige, aber manchmal geht dein Temperament mit deinem Verstand durch.“

Monika läßt sich von Annemaries Empörung nicht im geringsten stören.

„Gott sei Dank, daß das manchmal bei mir der Fall ist!“ entgegnet sie seelenruhig.

„Und wenn's bei dir nicht auch bald mal vorkommt, dann wirst du 'ne alte Jungfer und kannst späterhin deinen Mops spazierenführen anstatt drei oder vier Buben an die Hand zu nehmen als Frau Doktor sowieso.“

Annemarie ist aufgesprungen. Die Tränen stehen ihr in den Augen. Zum ersten Male fühlt sie sich vom Spott der Freundin getroffen. Sie eilt fort.

Erschrocken läuft Monika hinter ihr drein.

„Schäfchen... nicht böse sein!“ bettelt sie. „War doch nicht so gemeint. Aber sieh nur: So ganz unrecht hab' ich nicht. Ein Mädels wie du ist doch sicherlich nicht dazu bestimmt, einem Generaldirektor ihr Lebtag lang die Akten nachzuschleppen. Aber Schluß damit! Ich kann dich nicht traurig sehen. Kein Wort davon soll wieder über meine lasterhaften Lippen kommen, Punktum! Streusand drüber! Und nun komm, wir wollen zur Horde zurück. Da brüllt Vater Heinrich schon zum Essen. Los... sonst sucht man uns noch und entdeckt, daß du geweint hast!“

Der Doktor hat gearbeitet, und Schorsch hat ihm dabei geholfen. Sie haben sich die Zeichnungen Ham-bachers vorgenommen. Dabei ist sich Heinz Ohlendorff darüber klar geworden, daß hier eine geniale Idee an-



gerissen wurde. Aber eben nur angerissen, weiter hat es nicht gereicht im kurzen Leben des einsamen Mannes.

„Daß dieser Mann an einer Frau zugrundegehen mußte, das ist eine Affenshände, Schorsch!“

Der nickt nur.

Ihn hat so etwas bisher grundsätzlich überhaupt nicht interessiert, aber seit gestern abend ahnt er, daß es solche Dinge geben kann. Seitdem dieses blonde Mädel über die Insel tollt, ist er verwandelt. Er sieht ihre lachenden Augen vor sich, er hört ihre fröhliche Stimme:

„Sie können ruhig Monika zu mir sagen!“ . . . Das hat ihn nicht losgelassen. Seit jenem Augenblick spürt er ein eigenartiges Ziehen in der Herzgegend, beklemmend und ungewohnt, aber wundervoll und berauschend.

Unaufmerksam ist er auch. Der Doktor hat ihn öfter mit gutem Grund getadelt. Das kommt sonst nie vor. Sie arbeiten sonst Hand in Hand wie eine gut konstruierte Maschine.

„Siehst du, Schorsch, da hat dieser Hambacher eine Idee — Gott, wenn man das richtig anpackt, dann können wir einen Vergaser zusammenbauen, der nur die Hälfte des Brennstoffs verschluckt, den ein normaler Wagen bisher braucht. Kannst du begreifen, was das heißt? Junge, das ist der Volkswagen! Das ist Deutschlands Unabhängigkeit von der Erdöleinfuhr! In wenigen Jahren wären wir imstande, unsere Produktion so zu steigern, daß wir keinen Amerikaner, keinen Russen, keinen Rumänen mehr brauchen! Der neue Vergaser erspart Deutschland die Hälfte seines Brennstoffverbrauchs von heute! Und der Volkswagen . . . das richtige Automobil mit einem Verbrauch von vier Litern auf hundert Kilometer! Ein richtiger Wagen! Für den Beamten, für den kleinen Geschäftsmann, für den Arbeiter, für alle die, die bisher nebenher liefen oder sich höchstens ein Motorrad leisten konnten! Muß ich dir noch mehr erzählen? . . . Außerdem kann man ihn in einen Rennwagen einbauen, der Unwahrscheinliches in seiner Klasse leisten muß . . . und ein Mensch, der solche Idee jutage bringt, solch ein Mann nimmt sich das Leben wegen einer Frau. Lächerlich. Einfach lächerlich!“

„Finde ich nicht!“ meint Schorsch gedankenvoll.

Der Doktor sieht ihn verwundert an, er glaubt, er hätte nicht recht gehört.

„Findest du nicht? . . . Na hör mal! Du hast doch deine fünf Sinne beisammen? Und dann willst du behaupten, du hättest dafür Verständnis, daß sich ein Mann wie Hambacher für eine Frau umbringt? Für eine Frau, die nicht wert ist, daß sie die Sonne bescheint?“

„Du kannst so etwas nicht begreifen, Doktor.“

„Warum? Das möcht ich wohl wissen!“

„Na . . . du bist eben so ein Mensch, für den keine Frauen vorhanden sind. Du hast deine Arbeit, ein paar Freunde und damit ist Schluß.“

„Als wenn du ein Casanova wärst! Laßt mich mit dem Quatsch in Frieden! Selbstverständlich — wir haben unsere Arbeit, aber so gesund sind wir wohl doch, um zu fühlen, ob wir ein Mädel gern haben oder nicht. Aber daß man sich von einer Frau zum Waschlappen machen läßt, zum Zerrbild eines Mannes — ne, Junge, das begreif ich niemals.“

„Hm. Vielleicht hast du recht, Doktor.“

„Lassen wir das. Gib mir mal den Steckzirkel herüber, hier — und diese Zeichnung muß mit Ausziehtische nachgezogen werden.“

Da geht die Tür auf und Annemarie kommt. Zögernd bleibt sie auf der Schwelle stehen. „Sie arbeiten noch immer?“

Die Männer sehen zu ihr hin. Viel Abendsonne flutet mit ihr herein. Sie steht in der Tür und ist ganz

lichtumspunnen. Sie weiß nicht, wie schön sie ist.

Aber sie sieht die Augen des Doktors. Da senkt sie die ihren.

„Ich soll Sie zum Essen rufen. Vater Heinrich hat mich geschickt.“

„Eine Viertelstunde noch! Wir sind gleich so weit!“ gibt Heinz zur Antwort. „Wenn's Ihnen Spaß macht, können Sie sogar zugucken. Ist ja so etwas Ähnliches wie Schnittmusterzeichnen.“

Dann arbeitet er weiter und sieht nicht mehr nach dem Mädchen hinter ihm. Annemarie aber erblickt, wie da etwas auf dem Reißbrett entsteht, das ihr nicht unbekannt ist. Vergaserkonstruktionen hat sie im Werk oft gesehen, aber nie eine wie diese. Ihr geschultes Auge erkennt mehr, als die beiden eifrig arbeitenden Männer ahnen. Doch dann steigt es ihr rot ins Gesicht. Stiehlt sie nicht ein Geheimnis, das man ihr nie so preisgegeben hätte, wüßte man ihren wahren Beruf? Heimlich schleicht sie sich von dannen. Sie will nicht stehen.

\*

Nun sitzen sie alle um das Feuer, das langsam niederbrennt. Die Sonne ist lange verschwunden, ein schöner Tag geht zu Ende.

Lauter werden die Stimmen des Wassers. Da quäkt eine Bekassine, ein verlorener Kiebitzschrei unterbricht sie. Jetzt stimmt der Brachvogel seine Flöte zum Konzert, und der Wiesentnarrer trommelt mit lautem „Kerrrr! Kerrrr!“ den rechten Takt hinein. Es ist ein fröhliches Konzert der Unsichtbaren. Das Schilf lebt, liebt und musiziert in vielfältigen, geheimnisvollen Stimmen.

„Nach diesem Abendgesang habe ich mich ein Jahr gesehnt!“ unterbricht der Doktor das Schweigen der Kunde. „Wenn ich dachte: Ferien . . . dann dachte ich eigentlich immer an diese Stunde. Wer weiß in den großen Städten eigentlich, wie eine Rohammer singt? Oder wie das wohl so ist: einer feinen, rosafarbenen Wolke zusehen, wie sie immer blässer wird, immer zarter . . . bis sie dunkelt, und es ist Nacht. Ja, die Menschen kommen immer weiter fort, immer weiter ab von den Wurzeln ihrer Kraft. Kinder, wenn ich mal nicht mehr auf unsere Insel könnte . . . ich glaube, mir wäre das ganze Leben nichts mehr wert. Ich glaube, ich würde auswandern nach Brasilien oder den Amazonas hinaus. Oder wenn jemand käme und wollte sich hier einnisten, so ein Unausstehlicher mit Radio und täglich frischer Zeitung . . . ich glaube, den könnte ich glatt erlösen.“

„Aber wenn nun der Staat oder der Förster . . . oder sonst irgend jemand die Insel kaufen würde? Dann können Sie doch niemand eine Schuld zumessen?“ fragt Annemarie. Ihr schlägt das Herz bis zum Hals hinaus.

Heinz sieht sie etwas erstaunt an. Dann lacht er. Nein, das ist wohl ausgeschlossen!

„Wer soll sich gerade Falkenau, das verlorenste Eiland, aussuchen? Und Förster Mennicke, das ist ein guter Freund von mir. Der würde uns davon so rechtzeitig Wind geben, daß wir noch irgend etwas unternehmen könnten. Nein, das kommt wohl nicht in Frage.“

„Gibt es eigentlich noch mehr solcher Inseln hier?“ Ein Gedanke ist Annemarie aufgequakt, eine Hoffnung.

„Eine noch. Etwas weiter nach Westen zu. Etwas anderthalb Stunden Padderei.“

O Gott . . . noch eine solche Insel! Die mußte sie sehen. Wenn sie Dr. Thormeyer berichten konnte, daß die entferntere auch die geeignete sei, war alles gut. Herrlich, ein Hoffnungsstrahl! (Fortsetzung folgt.)



# Der Schlangenbiß

Von Karl Kurt Ziegler.

„Nun, Doktor?“ fragte Kommissar Richter und trommelte nervös mit dem Brieföffner auf den Fingernägeln seiner linken Hand.

„Nichts!“

„Es wird ein Herzschlag sein, wie ich vermute. Deshalb hätte man besser den Arzt und nicht gleich die Mordkommission rufen sollen.“

Dabei schaute er vorwurfsvoll den alten Diener an, der blaß und aufgeregt in der Ecke stand. Doch der hörte nichts, sah nicht das Geschehen um ihn, blickte nur immer wieder auf seinen Herrn, der da leblos am Boden lag und dem er ein Menschenleben hindurch in Treue und Ergebenheit gedient hatte. In seinen Ohren klang noch der Schrei, der die Ruhe der Nacht durchschnitten hatte, er hörte noch das Umfallen von Stühlen und dann den dumpfen Aufschlag eines Körpers. Von Entsetzen getrieben, war er herbeigeeilt und hatte den Professor so gefunden, wie er jetzt dalag: nahe der Tür mit verkrampften Gliedern und verzerrtem Gesicht.

„Vielleicht hat der Diener doch richtig gehandelt!“ jagte Dr. Weidmann und erhob sich. „Der Professor ist an einem Schlangenbiß gestorben. Hier sehen Sie die beiden Wundmale am Unterschenkel kurz über dem Schuhrande.“

Kommissar Richter beugte sich über die bezeichnete Stelle.

„Donnerwetter!“ entfuhr es ihm, „Sie haben recht!“

„Hat der Professor Schlangen gehabt?“ wandte er sich mit lauter Stimme an den Diener. Der zuckte zusammen und schien wie aus einem langen Traum aufzuwachen.

„Schlangen? — Ja, wir haben Schlangen. Aber drüben im Gewächshaus.“

„Kommen Sie, ich will die Tiere sehen!“ —

\*

Sie schritten durch den Garten, der alte weißhaarige Diener führte sie. Dann standen sie im Gewächshaus, dessen warme, von seltsamen Blumendüften geschwängerte Luft sie eigenartig berührte. In einem großen Glashaufe ringelten sich um vertrocknete Nester behäbige Schlangenleiber, verschlafen blinzelten die Tiere ins Licht der Taschenlaternen, mit denen der Kommissar sie beleuchtete.

„Sind die Tiere gefährlich?“

„Nein! Professor Strenger sagte, die Giftzähne seien ihnen ausgebrochen.“

„Und wieviel Schlangen hatte der Professor?“

„Nur diese drei, die er aus Indien mitgebracht hat.“

„Aus Indien?“ Der Kommissar horchte auf.

„Mein Herr war über drei Jahre auf seiner Studienreise dort.“

„Haben sie ihn begleitet?“

„Nein, ich mußte das Haus verwalten!“

„Danke!“ jagte der Kommissar und schritt über die Kieswege wieder dem Hause zu.

Im Arbeitszimmer, wo der Tote lag, nahm er die Nachforschungen wieder auf, während Dr. Weidmann mit der Zentrale in der nahen Hauptstadt sprach.

Alles Forschen nach einer Schlange war jedoch vergebens. Dagegen hatte Kommissar Richter auf dem Fensterbrett einige Sandkörner des Gartenkieses entdeckt. Das genügte.

Sorglich durchsuchte er den Schreibtisch des Professors, wobei ihm einige handgeschriebene Aufzeichnungen in die Hand fielen. Das Tagebuch der Indiensfahrt. Er blätterte in dem Heftchen. Es enthielt Zahlen und kurze Bemerkungen unwesentlicher Art. Zwischen der letzten Seite und dem Einband jedoch entdeckte er eine Photographie: Das Bild eines wunderschönen Mädchens, mit dem zauberhaften Vächeln dieser Töchter des fernen Märchen- und Wunderlandes.

„Datma, mein Indien!“ stand auf der Rückseite.

Kommissar Richter steckte das Bild zu sich, gab dem Diener kurze Anweisungen und fuhr dann zurück zur Stadt, wäh-

rend die wärmer werdende Sonne die letzten Nebelschichten der Nacht von den Wiesen saugte.

Am Abend des Tages ließ sich der Kommissar mit einigen Beamten und dem Sachverständigen dem Direktor des Kabarets in der Bellingstraße melden. Sie hatten den ganzen Tag über alle Möglichkeiten durchgesprochen. Recherchen angestellt, aber keine Lösung gefunden, bis der Kommissar auf den Gedanken gekommen war, sich alle Varieté-Anzeigen der Stadt vorlegen zu lassen, unter denen er dann auch das Auftreten des indischen Fakirs Abschib „Das schweigende Rätsel“ angekündigt fand.

Der Direktor war sehr erregt, als er den Wunsch der Herren hörte. Der Fakir, die Glanznummer seines Programms, sollte zehn Minuten vor Auftreten verhört werden. Verhört? — Der Direktor lächelte. „Aber Sie wissen doch, meine Herren, daß Abschib stumm ist!“

Fast unhöflich schnitt der Kommissar alle weiteren Einwendungen des Direktors mit den Worten ab: „Führen Sie uns in seine Garderobe!“

Der Indier saß vor dem Spiegel, als die Herren eintraten und wand sich einen weißen Schal um den Kopf. Fragend blickte er auf.

„Kriminalpolizei!“ jagte Kommissar Richter laut und beobachtete scharf die Züge des Mannes. Doch der schüttelte den Kopf und widmete sich seiner Tätigkeit weiter.

Auf einem Schreibtisch bemerkte der Kommissar zwei Körbe in runder Form aus Weidengeflecht.

„Ah, Schlangen?“ wandte er sich an den Direktor. „Giftige Tiere, nicht wahr?“

„Bewahre, völlig ungefährlich. Sie tanzen nach dem Flötenspiel Abschibs.“

„Ist wirklich keine giftige dabei?“ fragt der Kommissar und ging auf den Indier zu, der mit gekreuzten Armen vor dem Spiegel lehnte und fast höhnisch seine Besucher beobachtete.

Als der Kommissar eben die Verhaftung aussprechen wollte, klingelt es zum Auftritt des Indiers.

„Sie müssen ihn gehen lassen, Herr Kommissar. Mein Geschäft, mein Publikum!“

„Gut. Wir werden ihn begleiten. Ich interessiere mich für seine Künste.“

Als der Vorhang sich hob, waren die Seitenausgänge der Bühne besetzt. In der vordersten Kulisse stand Kommissar Richter mit dem Sachverständigen. — Der Fakir zeigte seine Künste als Feuerspeier, Degenschluder, tanzte auf Glassplittern und führte sonstige Gaukeleien vor. Dann ließ er sich mit verschränkten Beinen auf den Boden nieder, öffnete die beiden Weidenkörbe, aus denen kleine Schlangenköpfe blühschnell emporstiezen. Auf einer Flöte spielte er weiche, eintönige Weisen, während sich die Tiere aufrecht hin und her bewegten. Plötzlich warf der Indier das Instrument zur Seite, drückte mit beiden Händen die Schlangenleiber nieder, schlug auf ein sich sträubendes Tier ein und schloß die Körbe.

Als er aufstehen wollte, fiel er in sich zusammen, seine Augen bekamen einen gläsernen Ausdruck und seine Hände verkrampften sich im Teppich des Bodens.

„Tot!“ jagte der Arzt. „Ein Tier hat ihn in die rechte Pulsader gebissen.“

„Seltsamer Fall!“ meinte der Sachverständige, als sie die Garderobe des Inders durchsucht hatten. „Nichts zu finden.“

Da trat der Kommissar zum Toten hin, den man auf einem Ruhebett niedergelegt hatte. Unter dem geöffneten Hemd erblickte er blaue Schriftzüge auf der dunkelbraunen Brust des Inders.

„Können Sie das entziffern?“ fragte der Kommissar den Sachverständigen und schlug das Hemd so zurück, daß die ganze Schrift offen lag.

„Indische Schriftzüge!“ sagte der. „Es ist der Name einer Frau: Datma!“



# Späte Reise

Von E. Brate.

Später als in anderen Jahren war das Ehepaar gereist; geraume Weile hatte es ausgehoben, wie wenn Mann und Frau diesmal gar nicht zu zweit fahren wollten. Monate zuvor, nachdem auch das Nesthähnchen, die jüngste Tochter, flügge geworden war, glaubten sie beide sich desto näher gerückt und scherzten, nun müsse ihrem bald zwanzigjährigen Bunde noch ein zweiter Mai beschieden sein. Doch als dieses gereifte Paar einige lede Frühlingsprünge in die Wirklichkeit wagte, ergab es sich, daß sie trotz langer Anpassung hierunter nicht ganz das gleiche verstanden, nicht den vollen Herzenstakt ihres einstigen Mai wiederfinden konnten. Frau Emma dachte nämlich, ein wenig Eifersucht möchte dem etlichen Jahre älteren Mann als anfeuerndes Element guttun und war, als sie einmal in eine junge ausgelassene Gesellschaft gerieten, so fröhlich mit den Fröhlichen geworden, daß der immer noch ansehnlichen Frau aus der bunten Reihe huldigende Blicke zuflogen. Ihr Mann nahm sich vorerst seinen Vorteil daraus, indem er einem vergnügten Mädchen der eigenen Nachbarschaft sich eifrig widmete.

Soweit schien alles in Ordnung zu sein, bis auf dem Heimweg ein Reis in die Frühlingsnacht fiel. „Heinz“, bemerkte die Frau (viele Jahre hatte sie „Heinrich“ gesagt), „du hast auf deine Nachbarin entschieden Eindruck gemacht. Beim Abschied vertraute das kleine Fräulein mir an, du wärest ein so reizender alter Herr, daß sie dich gern Vater heißen möchte.“

Das Lob hatte er falsch genommen und auffahrend erwidert: „Die Junglinge, die dich anhimmeln, könnten wahrhaftig auch — ich will nicht sagen, deine Söhne, aber bestimmt deine Neffen sein.“

Es wurde ein einsilbiger Ausklang. Sie gingen von da an häufiger sich aus dem Wege, denn mit- und zueinander, und sobald eine ähnliche Gelegenheit wiederkehrte, blieben beide aus Scheu vor bitterem Nachgeschmack wie auf Kommando gemessen und beinahe steif.

An einem Sommertag äußerte aber der Mann ganz sachlich: „Wir sind in den Jahren, die eine längere Ausspannung verlangen. Es ist noch nicht zu spät, doch es wird Zeit, daß wir reisen, ehe Lotte aus dem Lager heimkommt. Ich meine, wir fahren an den deutschen Strand.“

So waren sie im Altweibersommer, bei bewegter See, auf der Insel gelandet, wo sich schon der Schwarm der Gäste gelichtet hatte. Desto mehr Auswahl boten die Unterkünfte zu voller Bequemlichkeit, und die verbliebenen Fremden freuten sich gleich den Einheimischen über jeden vertrauenerweckenden Zuwachs. Heinrich und Emma hatten auch insoweit Glück, als bereits am ersten milden Abend der Sonnenuntergang sein Farbenspiel besonders üppig entfaltete und danach nächtliches Meeresleuchten wie ein Rembrandtsches Urbild berückte. Da mußte alle Verdrießlichkeit schwinden und auch der persönliche Misklang zwischen dem Ehepaar; entspannter Frohsinn, wiewohl noch etwas gedämpft, umfing beide ohne viel Rede. Eines Abends begannen sie gar, dies gleichfalls mit behutsamer Maßhaltung und nach älterer Weise, zu tanzen, zuerst miteinander. Dann geriet ein Herr, der mit ihnen zuvor im Bade einige Worte und Reifenschwünge gewechselt hatte, an ihren Tisch. Er bat Frau Emma um eine Kunde und noch eine, während der Gemahl gelassen zuließ, ohne dem jüngeren Volk um ihn her nähere Beachtung zu widmen. Es stellte sich heraus, daß der Tischgenosse als Arzt an einer Studienfahrt teilnahm, die bezweckte, die heilsamen Wirkungen des Seeklimas zu erkunden und zu erproben.

„Ein netter Mensch — schade, daß sie morgen nachmittag weiterreisen.“ So meinte Frau Emma nachher, und ihr Mann nickte leicht dazu.

„Wollen Sie mit uns fahren, gnädige Frau! Wir haben gerade noch einen Platz für Sie?“ Es war ihr Tänzer, der es Frau Emma von einem Sommerwagen zurief, als sie morgens allein nach dem Strande ging; ihr Mann war noch ein wenig marode bei seiner Zeitung am Frühstückstisch zurückgeblieben und wollte nachkommen.

Der Arzt war schon aus der Reihe seiner Berufsameraden abgesprungen und wiederholte nach artiger Begrüßung die Aufforderung, während die anderen, Blondsöpfe wie Grautöpfe, angenehm überrascht Beifall murmelten.

„Aber mein Mann“ — zauderte Frau Emma. „Er findet mich ja nicht am Korbe.“

„Wir sind höchstens zwei Stunden unterwegs. Damit Sie sich nicht länger vor uns scheuen — diese Luftfahrt gehört nicht zu unserem Forschungsplan; es ist nur eine Zugabe vor dem Abschied.“

Sie stand unschlüssig, da streckte sich die hilfsbereite Rechte aus und aus dem Wagen reckten sich empfängliche Arme. So viel Beflissenheit wollte nicht nutzlos bleiben, und darum hüpfte Frau Emma beherzt und gewandt mitten in die medizinische Fakultät. Alle erhoben sich bis zum weißesten und weißesten Scheitel, soweit es gehen mochte, nannten die Namen, rückten der Dame den Platz recht bequem.

Es wurden mehr als drei vergnügliche Stunden. Die Fahrt über das meilenlange stille Gestade, das die Ebbe eben noch sonnenüberblendet in voller Breite entblößt hielt, besüßelte selbst den würdigsten Geheimrat zu launigem Scherz. Einzelne Möwenpärchen, die auf dem nächsten menschenleeren Eiland ihre Niststätten hatten und ein beharrliches kleines Gefolge bildeten, ließen die Frau aus sich herausgehen:

„Es sind sogar meine Namensschwwestern. Oder irre ich mich — hat nicht ein Dichter sie alle „Emma“ getauft?“

Da gab es ein herzliches Hallo. So kam die kleine Gesellschaft zu dem Vorgebirge der Dünen, von einem langjährigen Forscher ihrer Lebewesen begrüßt, der hier einsam hauste und dieses natürliche Reich voll Lebenswärme öffnete, daß auch die ungelehrte Frau es fassen konnte. Auf der Rückfahrt, bei dem ersten Blick auf die Armbanduhr, erschrak Frau Emma. Doch man ließ ihr keine Zeit zu peinlichem Gedankengang; verstärkt lehrte er erst wieder, als sie nach herzlichem, wiewohl etwas hastigem Dank und Abschied zu ihrem Strandkorb eilte.

„Er schläft“, flüsterte sie erleichtert und strich dem Gatten zärtlich über die Lider.

„Ach, endlich bist du da, liebe Frau,“ rief der Erwachte nicht unfreundlich. Sie ließ ihn nicht erst fragen, sondern erzählte alles haarschein, mit den Augen forschend, was ihr Heinrich darüber denken möchte.

„Das freut mich, daß du dich so gut unterhalten hast, frisch und angeregt aussiehst. Ich habe mittlerweile auch eine Bekanntschaft gemacht mit einer Dame — mindestens in meinem Alter. Sie ist schon Großmutter; ihren Enteln habe ich eine Burg gebaut. Wir werden ja hoffentlich bald uneren ersten Enkel haben; da sind einige junge Stunden immer gut. Wir wollen uns nie wieder vorkafen oder nachtragen, wenn dabei eins vor dem anderen einen Vorsprung hat, wir beide — nicht wahr? meine liebe Nöwe? Frau?“

So fanden die beiden wieder zueinander, und unter wolkenlosem Himmel erglänzte das Auge der Frau noch heller als bei ihrem ganzen heiteren Erlebnis.

## Büchertisch

Walter Bollmer: „Die Schenke zur ewigen Liebe“, Roman, Propyläen-Verlag, Berlin. Preis: broschiert 3 Mk., Ganzleinen 4 Mark.

Mit dem vorliegenden Roman „Die Schenke zur ewigen Liebe“ von Walter Bollmer, stellt der Propyläen-Verlag, Berlin, einen der wesentlichsten Dichter der jungen Generation vor, auf den wir unsere Leser mit Nachdruck hinweisen möchten.

Wilm, ein Kumpel auf einer Zechen bei Dortmund, wird von seinem Vater, dem alten lebenserfahrenen Heinrich Klaas, den eine Vision erschreckt hat, aus der Grube genommen und aufs Dorf geschickt, damit er dem geahnten Unheil entgeht. Wilm heiratet die Kastellanstochter Dörte und kauft von der Witgift ein Dorfgasthaus, dem er den Namen „Schenke zur ewigen Liebe“ gibt. Mit Hilfe seiner früheren Arbeitskameraden, die prachtovolle Kerle sind, bringt er die Schenke in die Höhe. Als ihm ein Sohn geboren ist, wird er eines Nachts auf Betreiben eines einst von ihm verprügelten Burtschen überfallen. Da er bei dem Handgemenge den Anstifter böse zurichtet, wird er in einen Prozeß verwickelt, der zwar mit seiner Freisprechung endet, durch den aber im Dorf so viel Gerede entstanden ist, daß sein Gasthaus vereinsamt. Die Not zwingt ihn, zur Arbeit in der Grube zurückzukehren. Bei einem Unglück im Schacht wird er verschüttet. Seine schwerkranke Frau bietet sich in ihren Fieberphantasien dem Tod als freiwillige Beute an, wenn nur ihr Mann am Leben bleibt. Beide werden gerettet, die Liebe hat über den Tod gestegt.

Das Buch ist mit einem so starken inneren Wohlwollen für das Geschick auch der nebensächlichsten Figuren geschrieben, daß es im Leser das Gefühl der Wärme und der Verbundenheit mit diesem kleinen Kreise einfacher und gradherziger Menschen hinterläßt.